

bwp@ Spezial 12 | April 2016

**Berufsorientierung im Lebenslauf -
theoretische Standortbestimmung und
empirische Analysen**

Hrsg. v. **Hannelore Faulstich-Wieland, Sylvia Rahn & Barbara Scholand**

Claudia KULMUS

(Humboldt-Universität zu Berlin)

**Ruhestand als Ende der Erwerbstätigkeit – „Alter“ als Ende
von Arbeitsorientierung?**

Online unter:

http://www.bwpat.de/spezial12/kulmus_bwpat_spezial12.pdf

www.bwpat.de | ISSN 1618-8543 | **bwp@** 2001–2016

bwp@

www.bwpat.de

Herausgeber von **bwp@**: Karin Büchter, Martin Fischer, Franz Gramlinger, H.-Hugo Kremer und Tade Tramm

Berufs- und Wirtschaftspädagogik - online

Ruhestand als Ende der Erwerbstätigkeit – „Alter“ als Ende von Arbeitsorientierung?

Abstract

Der Austritt aus der Erwerbsarbeit kann als Zäsur im Lebenslauf betrachtet werden, die zwar gesellschaftlich akzeptiert und individuell erwartbar ist, aber dennoch eine Neuorganisation des alltäglichen Lebens erfordert: Zeitliche Tagesstrukturen müssen anders organisiert werden, Tätigkeiten und Aufgaben fallen weg, soziale Kontakte können weniger werden und die gesellschaftliche Rolle verändert sich. Der Eintritt in den Ruhestand markiert gesellschaftlich die Grenze zum Alter. Trotz sich verändernder Ansprüche an Erwerbsarbeit bleibt ihre Bedeutung für Identitätsentwicklung und gesellschaftliche Integration hoch und umfasst neben Erwerbs- und Konsummöglichkeiten auch die Chance auf Kompetenzentfaltung, Teilhabe an gesellschaftlichen Zusammenhängen und Prestige und Anerkennung. Es stellt sich deshalb die Frage, ob in der entpflichteten und „erwerbsarbeitslosen“ Lebensphase Arbeit und Beruf tatsächlich gewissermaßen abgestreift werden, oder ob sie nicht auch im Ruhestand noch bedeutsam für die Lebensgestaltung sein können, ob Arbeits- oder Berufsorientierungen auch im Ruhestand noch vorhanden sind. In zwei empirischen Untersuchungen mit Ruheständlerinnen und Ruheständlern werden vier arbeitsbezogene Orientierungen in der Deutung und der Gestaltung des Ruhestandes herausgearbeitet, die auch nach dem Ende der Erwerbsarbeit noch bedeutsam sind: eine arbeitsinhaltliche Orientierung, eine Funktions- und Gestaltungsorientierung, eine Leistungs- und Professionalitätsorientierung und eine Wertschätzungs- und Anerkennungsorientierung.

1 Einleitung

Der Austritt aus der Erwerbsarbeit kann als Zäsur im Lebenslauf betrachtet werden, die zwar gesellschaftlich akzeptiert scheint und ja sogar gewissermaßen erzwungen ist. Damit ist diese Zäsur auch individuell erwartbar. Dennoch erfordert sie eine Neuorganisation des alltäglichen Lebens, weil mit dem Ende der Erwerbsarbeit alltägliche Bezüge wegfallen: Zeitliche Tagesstrukturen können und müssen anders organisiert werden, Tätigkeiten und Aufgaben fallen weg, soziale Kontakte können weniger werden, auch die gesellschaftliche Rolle verändert sich. Der Eintritt in den Ruhestand markiert gesellschaftlich die Grenze zum Alter. Das muss subjektiv nicht als Problem empfunden werden, die entstehende Freiheit muss aber in jedem Fall individuell gestaltet werden. Es wird „notwendig, nach dem Verlust bisheriger Lebensinhalte neue Wege zu gehen, sich neuen Aufgaben zu stellen, eigenes Können und Ausdauer auf die Probe zu stellen und in der individuellen Arbeit an sich selbst nicht nachzulassen“ (Faulstich 2003, 245).

Trotz sich verändernder Ansprüche an Erwerbsarbeit (vgl. z. B. Keupp 2006) bleibt ihre Bedeutung für Identitätsentwicklung und gesellschaftliche Integration hoch und umfasst

neben Erwerbs- und Konsummöglichkeiten auch die Chance auf Kompetenzentfaltung, Teilhabe an gesellschaftlichen Zusammenhängen und Prestige und Anerkennung (vgl. zusammenfassend: Faulstich 2015, 5). Dies wird nach wie vor vor allem deutlich, wenn es zu Arbeitslosigkeit kommt (schon früh: Jahoda 1932/2007; Epping et al. 2001). Auch starke sozialisatorische Wirkungen durch die Erwerbsarbeit und den Beruf sind längst belegt (vgl. Heinz 1995). Es stellt sich deshalb die Frage, ob in der entpflichteten und „erwerbsarbeitslosen“ Lebensphase Arbeit und Beruf tatsächlich gewissermaßen abgestreift werden, oder ob sie nicht auch im Ruhestand noch bedeutsam für die Lebensgestaltung sein können, ob Arbeits- oder Berufsorientierungen auch im Ruhestand noch vorhanden sind. *Welche* Bedeutung sie möglicherweise haben, *wie* sich Arbeits- oder Berufsorientierung zeigen können, soll im Folgenden anhand einer empirischen Untersuchung gezeigt werden.

2 Arbeitsorientierung im Ruhestand: Empirische Zugänge und theoretische Anschlüsse

Mindestens zwei Forschungsstränge sind für die Frage nach Arbeitsorientierung im Ruhestand anschlussfähig: eine Reihe von Untersuchungen zum Erleben des Ruhestands aus soziologischer Perspektive und historische, soziologische und bildungswissenschaftliche Untersuchungen zur Bedeutung von Erwerbsarbeit für Identität und gesellschaftliche Integration.

2.1 Ruhestandsbezogene empirische Untersuchungen

Die Frage nach (Erwerbs-)Arbeitsorientierungen im Ruhestand ist in keiner der folgenden Studien expliziter Untersuchungsgegenstand, sie lassen sich aber sehr wohl daraufhin befragen. So geht Wolf (1988) in seiner Studie zum Vorruhestand in der Zigarettenindustrie von dem Grundproblem aus, dass im Ruhestand die Kontinuität der Lebensführung gefährdet ist, wobei sich dies für Wolf vor allem als Problem des Umgangs mit Zeit darstellt. Langeweile sei ein Zeichen dafür, zur Gesellschaft der Leistungsfähigen und Beschäftigten nicht mehr dazuzugehören, während Zeitmangel den gesellschaftlichen Wert der eigenen Person belege (ebd., 201f.). Damit bleiben im Ruhestand die vorherrschenden gesellschaftlichen Werte erhalten. Wolf arbeitet empirisch drei Erlebensweisen von Zeit bei Ruheständlern heraus: 1. „Zeit als Dauer“, wo die Ausgestaltung von Zeit stark von externen Anforderungen und Aufgaben abhängt. Wenn diese durch den Wegfall der Erwerbsarbeit weniger werden, mündet die Zeitgestaltung tendenziell in Beliebigkeit. 2. „Zeit als Ressource“: Zeit wird als gestaltbar aufgefasst, der neue zeitliche Freiraum als Gewinn verstanden, der es erlaubt, zeitliche Handlungszwänge nun an der eigenen Bedürfnislage zu messen und entsprechend zu gestalten. 3. „Zeit als Aufgabe“, die vorwiegend darin besteht, durch Routinen Trägheit zu verhindern und eine Differenz zwischen Freizeit und (jetzt häuslicher, familiärer etc.) Arbeitszeit aufrecht zu erhalten.

Diese Formen des Zeiterlebens sind eng gebunden an die Berufstätigkeit bzw. an Freiräume des Umgangs mit Zeit während der Erwerbstätigkeit. Erwerbsarbeit wird als gesellschaftlicher Ort herausgearbeitet, der die Zeiterfahrung langfristig und bis in den Ruhestand hinein strukturiert. Zu einer ganz ähnlichen Unterscheidung kommt Münch (2014) im Rahmen einer

jüngst veröffentlichten Studie. Hier werden ebenfalls drei Formen des Zeiterlebens beschrieben, die sie selbst als vergleichbar zu Wolfs Ergebnissen bezeichnet: Zeit ausfüllen, Zeit genießen, Zeit investieren (vgl. Münch 2014, Abschn. 3.3).

Auch Amann zeigt in einer empirischen Untersuchung zu Schwerarbeitern in der Stahlindustrie, wie im Laufe des Erwerbslebens „gelernte Orientierungen und Erwartungen sich in die Persönlichkeit integriert haben“ und über die Pensionierung hinaus wirken (Amann 1988a, 185). Amann beschreibt, dass zwischen drei zentralen Lebensbereichen (Berufs- und Arbeitswelt, Ehe und Familie, „freie“ soziale Beziehungen) die Energien und Kräfte verteilt werden müssten, also Balance-Arbeit geleistet werden müsse (vgl. Amann 1988b, 118). Diese Balance-Arbeit verändere sich zwar durch die Verrentung, trotzdem zeige sich, dass der Zukunftsentwurf „aus dem Repertoire des gegenwärtig Gewohnten und Nötigen entworfen“ werde, dass also das, „was war, bestimmt, was sein wird“ (ebd., 197). Damit wird eine (fast schon deterministische) Prägung des Ruhestandserlebens durch Arbeits- und Berufserfahrungen angesprochen.

Kohli (1996) fragt nach Tätigkeiten im Ruhestand und untersucht diese daraufhin, ob sie „strukturelle Ähnlichkeiten zur berufsgebundenen Erwerbsarbeit aufweisen“ und diese damit gewissermaßen ersetzen könnten (Kohli 1996, 170). Es werden verschiedene Tätigkeitsfelder untersucht, unter anderem nachberufliche Erwerbsarbeit, Vereinstätigkeiten sowie organisierte Hobbysammlertätigkeiten. Für alle Tätigkeiten werden strukturelle Ähnlichkeiten mit der Erwerbsarbeit nachgewiesen, die eine biografische Kontinuitätssicherung sicherstellen: indem sie Verpflichtung, Ernsthaftigkeit und Leistungsforderungen sowie, zumindest in der Hobbysammlerarbeit, inhaltliche Kontinuität über die Sammlungsobjekte ermöglichen.

Eine erst in jüngerer Zeit erschienene Untersuchung (Dyk et al. 2013) kann ebenfalls in die Frage nach dem „Ruhestand in der Arbeitsgesellschaft“ eingeordnet werden: Anhand einer Programmanalyse werden drei „Ruhestandsdispositive“ herausgearbeitet (Dyk et al. 2014, 323f.): 1. ein „Ruhestandsdispositiv“ (Erwerbspflichtung, Rückzug aus dem öffentlichen Leben, Nachlassen von außeralltäglichen Aktivitäten – immer letztlich unter der Voraussetzung eines gesicherten und sorglosen Alters); 2. ein „Unruhestandsdispositiv“ (Aktivität für eine gesunde Lebensführung, Fitnesstraining, Gehirngymnastik etc., im Interesse einer subjektiv erfüllten und individuell erfolgreichen Langlebigkeit); und 3. das Dispositiv „Produktives Alter“, in dem es nicht mehr nur um Aktivität für sich selbst (und etwa die eigene Gesundheit), sondern um Produktivität und Aktivität für andere und damit auch um gesellschaftliche Verantwortung geht, also etwa um ehrenamtliches Engagement oder Ausbildertätigkeit (Seniortrainer). Im Umgang mit diesen Dispositiven können schließlich Typen von Ruheständlerinnen und Ruheständlern herausgearbeitet werden, in denen auf unterschiedliche Weise Orientierungen, Lebenspraxis und Positionierung hinsichtlich der Dispositive kombiniert sind (Dyk et al. 2013, 325ff.).

Die herausgearbeiteten Dispositive und der subjektiv verarbeitende Umgang der Interviewten damit können alle gewissermaßen als arbeitsorientiert bezeichnet werden: Im Dispositiv des „Ruhestandes“ steht die Arbeit genauso im Vordergrund – denn ohne Arbeit kein Ruhestand

– wie in den Dispositiven Unruhestand und produktives Altern, wo der Bezug stärker affirmativ ist. Darin steckt ein Spannungsfeld zwischen Arbeit und Ruhestand, zwischen Arbeit und Freizeit bzw. „Arbeitslosigkeit“ und zwischen individuellem und gesellschaftlichem Nutzen von Lebensaktivität und Lebenstätigkeit, das sich auch in dem individuellen Ruhestands-erleben zeigt.

2.2 Die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Identität und gesellschaftliche Integration

Als Hintergrund der genannten Untersuchungen kann letztlich die Annahme formuliert werden, dass trotz eines möglichen Bedeutungswandels von Arbeit diese nach wie vor als Kerndimension moderner Gesellschaften betrachtet werden muss und sowohl für die Identitätsentwicklung als auch für soziale Teilhabe zentral ist – und ihre Bedeutung damit nicht mit dem Ende der Erwerbsarbeit „weg“ ist, erst recht nicht im Ruhestand, dessen Bestimmung ohne das Gegenstück Erwerbsarbeit gar keinen Sinn macht. Damit ist aber ein Verständnis von Arbeit angesprochen, das über Arbeit als reinen Lohnerwerb hinausgeht. In dieser umfassenden Bedeutungszuschreibung steckt eine Diskussion um den Arbeitsbegriff, die sich – unter Rückgriff auf Marx’ Unterscheidung des Tauschwertes und Gebrauchswertes – vor allem in der Unterscheidung eines allgemeinen Arbeitsbegriffs und der Erwerbsarbeit konzentriert.

Als historische Entwicklung zeichnet etwa Kocka (2002) nach, wie sich erstens ein breites und allgemeines Verständnis von Arbeit allmählich auf die spezifische Form Erwerbsarbeit (und damit auf den Tauschwert von Arbeit) hin verengt hat. In einem allgemeinen Sinn hat Arbeit „einen Zweck außerhalb ihrer selbst, den Zweck, etwas herzustellen, zu leisten, zu erreichen“ (Kocka 2002, 6). Der Begriff von Arbeit in diesem weiten Sinne, als Tätigkeit, hat sich, so Kockas Analyse, im 19. und 20. Jahrhundert auf Erwerbsarbeit verengt, so dass jetzt im Vordergrund der Tauschwert steht und viele nützliche Tätigkeiten nicht mehr zur Arbeit gezählt werden: Arbeit im Haus und in der Familie z. B., die vorwiegend von Frauen erbracht wurde und wird, oder der nicht bezahlte Einsatz für allgemeine Dinge (ebd.).

Auch empirisch wird – in unterschiedlicher Bezeichnung – diese grundsätzliche Unterscheidung immer wieder aufgegriffen, etwa bei Geißler (1984), die die Arbeitsorientierung von Lohnarbeitern untersucht und dabei die Dimension Lohn als „notwendig instrumentellen Bezug jedes Lohnarbeiters zur Arbeit“ (Geißler 1984, 50) und die Dimension Arbeit als „konkrete subjektive Tätigkeit“ unterscheidet, wobei hier neben einer subjektiven Identifikation mit Arbeit auch der Anspruch an eine gesellschaftliche Nützlichkeit von Arbeit impliziert ist (ebd.).

Ähnlich unterscheiden Flecker, Krenn und Tschernitz (2014) für eine empirische Untersuchung im öffentlichen Dienst eine Arbeitskraftperspektive, über die die „objektiven Interessen als Lohnabhängige, wie Einkommen, Arbeitszeit, Erhalt der Gesundheit etc.“ (Flecker/Krenn/Tschernitz 2014, 202) einbezogen werden sollen; eine Subjektperspektive, über die die subjektiven Ansprüche an sinnhafte Tätigkeiten, der Wunsch nach Selbstbestätigung, Selbstbewertung und sozialer Wertschätzung aufgenommen werden sollen; und als dritte (und

spezifischere) Perspektive das Ethos der öffentlichen Dienste, das allgemeiner als der Bezug zu weiteren gesellschaftlichen Zusammenhängen beschrieben werden kann.

Faulstich (2015) schließlich führt in den theoretischen Überlegungen für eine empirische Untersuchung die Diskussion um einen Arbeitsbegriff zusammen und unterscheidet zunächst ebenfalls einen allgemeinen Arbeitsbegriff und seine kapitalistische Form der Erwerbsarbeit. Er ergänzt diese beiden grundlegenden Begriffe um das Konzept des Berufs als spezifische Ausprägung von Erwerbsarbeit, in dem sich neben inhaltlichen Qualifikations- und Tätigkeitsbündeln Anerkennungs- und Identifikationschancen verdichten. Empirisch lassen sich in dieser Studie die starke Dominanz eines Erwerbsbezugs und die dahinter stehende, problematische Realität des Erwerbsarbeitsmarktes nachweisen. Existenzsicherung hat Vorrang vor allen weiteren Ansprüchen an Arbeit. Rekonstruieren lässt sich, so Faulstich, ein allgemeiner Arbeits- und ein Berufsbezug allerdings trotzdem: Arbeit meine vorrangig Teilnahme an gesellschaftlicher Arbeitsteilung, Bedarfsdeckung und Leistungserbringung. Erwerbstätigkeit meine hauptsächlich Einkommenssicherung, und Beruf eine sinnvolle Zusammenfassung inhaltlicher Arbeitstätigkeiten mit geregelten Lernwegen, einer Berufsbezeichnung und damit einhergehend Anerkennung (Faulstich 2015, 13). Damit sind, so die Analyse, Anerkennung und Entfaltung nicht hinfällig als Lebensziele. Es scheint im Gegenteil, dass für ihre Erreichung Arbeit als erfüllende und sinnhafte, in Form eines Berufs, unabdingbar notwendig ist, sie ist eigentlich „das Ideal“, das Wünschenswerte und selbstverständlich Erstrebenswerte, selbst da, wo eigentlich (noch) gar kein Einstieg in den Arbeitsmarkt geschafft ist (ebd.).

Zusammenfassend zeigen die aufgeführten Untersuchungen, dass das Ruhestandserleben bzw. die Ruhestandsgestaltung zumindest nicht unabhängig von der Erwerbsarbeit zu sehen ist, sondern berufliche Sozialisierungseffekte und auch die Bedeutung von Erwerbsarbeit bzw. Beruf als zentrale Perspektive für die Lebensführung (Faulstich 2015, 12) Auswirkungen auf Deutung und Gestaltung des Ruhestandes haben. Zum anderen zeigt sich in diesen Untersuchungen die Rolle gesellschaftlicher Altersbilder (oder „Dispositive“), die als Rahmung für das Ruhestandserleben eine Wirkung haben. Für die hier vorliegende Untersuchung kann anhand dieser begrifflichen Überlegungen der Blick geschärft werden für Arbeitsorientierungen und -bezüge in einem weiteren Sinn. Gerade im Rentenalter dürfte eine Erwerbsorientierung kaum noch eine Rolle spielen, allgemeine Arbeitsorientierungen lassen sich aber durchaus vorstellen und müssten empirisch konkretisiert werden.

3 Methodisches Vorgehen: Gruppendiskussionen und Interviews mit Ruheständlerinnen und Ruheständlern

Grundannahme der Untersuchung ist, dass der Austritt aus der Erwerbsarbeit eine Zäsur im Lebens- und Bildungsverlauf darstellt. Berufliche Anforderungen und Zwänge entfallen und es beginnt zumindest insofern eine neue Lebensphase, als ein einfaches Weiterso des alltäglichen Lebens nicht mehr möglich ist. Tätigkeiten und auch Lebensorientierungen können oder müssen sich verändern. Angesichts der hohen Bedeutung von Arbeit in unserer Gesellschaft

ist es aber durchaus plausibel, dass sich in Deutung und Gestaltung von Ruhestand bzw. der Lebensphase „Alter“ sehr wohl weiterhin Arbeitsorientierungen finden.

Empirische Basis der hier vorliegenden Untersuchung sind sieben Interviews mit relativ frisch verrenteten Ruheständlerinnen (Kulmus 2011) und sechs Gruppendiskussionen mit älteren Teilnehmerinnen und Teilnehmern an Themen- oder Gesprächskreisen in Seniorenbegegnungsstätten (durchgeführt im Jahr 2013). Es handelt sich um zwei separate, aber aufeinander aufbauende Untersuchungen. Eine Teilfrage der ersten Untersuchung war, wie der Wegfall der Erwerbsarbeit erlebt und die noch neue Lebensphase „Ruhestand“ interpretiert wird. Die Interviewten waren zwischen 62 und 69 Jahre alt und besuchten alle einen Volkshochschulkurs. Die Interviews dauerten zwischen 70 und 110 Minuten. Für die zweite Untersuchung wurden Gruppengespräche in Gesprächs- oder Themenkreisen in Seniorenbegegnungsstätten geführt. So sollte ein Gespräch älterer Menschen *miteinander* über Fragen des Alterns ermöglicht werden. Idee war, dass dabei andere Themen zur Sprache kommen können als in der Interaktion mit nur der Interviewerin. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Gruppengespräche waren zwischen 58 und 84 Jahre alt, alle waren früher berufstätig und sind nun (zum Teil schon länger) verrentet. Die Gruppengröße der Gespräche lag zwischen vier und neun Personen, die Gespräche dauerten zwischen 60 und 105 Minuten. In diesen Gesprächen stand weniger der Wegfall der Erwerbsarbeit als „frische Erfahrung“ im Zentrum, sondern vielmehr das Altern in seiner leiblichen und lebenszeitlichen Dimension. Die „Arbeitslosigkeit“ des Alters wurde aber als dritte Dimension immer mit thematisiert, auch von den Teilnehmenden, weil der Austritt aus der Erwerbsarbeit auch subjektiv die Grenze zu einer neuen Lebensphase markierte.

In beiden Untersuchungen wurde sowohl nach subjektiven Deutungen gefragt, als auch nach konkreten Aktivitäten, an denen sich die jeweiligen Sichtweisen festmachen ließen. Sowohl die Interviews als auch die Gruppendiskussionen wurden codierend und kategorienbildend ausgewertet. Die Auswertung fokussierte auf das subjektive Alternserleben auf einer körperlichen, lebenszeitlichen und arbeitsbezogenen Ebene und auf die Bedeutung von Bildung in diesem Zusammenhang. Quer zu den jeweils spezifischen Forschungsfragen der beiden Untersuchungen lässt sich das empirische Material gut und ergiebig auf Arbeitsorientierung auch im Ruhestand hin befragen.

4 Ergebnisse: Arbeitsorientierungen in Deutung und Gestaltung des Ruhestandes

Übergreifend lassen sich mindestens vier arbeitsbezogene Orientierungen unterscheiden, die bei der Deutung und der Gestaltung des Ruhestandes eine Rolle spielen: eine arbeitsinhaltliche, eine auf Funktion und Gestaltungsmöglichkeiten gerichtete, eine sehr stark auf Professionalität und Leistung bezogene und schließlich eine auf soziale Wertschätzung gerichtete Orientierung in der Deutung des Alters, die dann auch handlungsleitend für Aktivitäten im Alter werden.

4.1 Arbeitsinhaltliche Orientierung

Was nicht explizit, aber dafür umso beständiger thematisiert wird, sind arbeitsinhaltliche Bezüge, also Bezüge zur früheren beruflichen Tätigkeit, selbst da, wo eine „Ersatzfunktion“ für die Erwerbsarbeit explizit abgelehnt wird. So ließen sich bspw. Nachhilfe- oder Hortbetreuungstätigkeiten bei ehemaligen Lehrerinnen zumindest darauf befragen, inwieweit hier nicht letztlich der Arbeitsinhalt „Vermittlung“ fortgeführt wird:

Bärbel¹: Ja, und, kommt noch was, also jedenfalls bei mir dazu, ich kann nur für mich reden, äh, das Ver- Weitervermitteln auch dass andere Menschen das auch gut finden und vielleicht auch nochmal ne Kurve kriegen. [...] jetzt haben wir da in (Ortsname) einen kreativen Nachmittag, da würde ich ... Gerda macht Malen, und ich mache Kalligraphie, und es geht mir eigentlich überhaupt nicht ums, ums Geld, sondern es geht mir darum, +anderen Menschen noch was+

Gitta: +das weiterzugeben+

Bärbel: zu vermitteln, was ihnen vielleicht auch Spaß machen könnte, auf die Idee bringen könnte, sich mit irgendwas Wichtigem zu beschäftigen, denn die Schrift ist was ganz Wichtiges, die geht nämlich langsam den Bach herunter in Deutschland.

(GD_3)

Dass hier sehr direkt der Vermittlungsanspruch und die „Lehre“ formuliert werden und eine „Fortführung“ der Arbeitstätigkeit subjektiv unproblematisch scheint, mag mit einem beruflichen Ethos zusammenhängen, der vielleicht in Vermittlung- oder Bildungsberufen eine besonders identitätsrelevante Ausprägung zeigt und direkt an die inhaltliche Tätigkeit gebunden ist.

Während sich hier eine als unproblematisch empfundene arbeitsinhaltliche Kontinuität zeigt, wird bei anderen eher ein Ringen zwischen Fortführung und „Neuem“ deutlich:

Martha: dass ich dann vielleicht sogar mit 65 [Martha ist 64 Jahre alt, CK) was ganz Neues machen kann. [...] ich kümmere mich auch, was es auf dem Arbeitsmarkt für Arbeiten gibt, aber ich möchte nicht unbedingt alle Arbeiten-, ich möchte nicht in die Arbeit gehen, die ich sehr gut kann, und die ich sehr lange gemacht habe. Auf der anderen Seite denke ich, da kannst du eigentlich viel mehr einbringen, und es würde dir keine große... Mühe machen.

(I_2)

Es geht nicht nur darum, für andere etwas zu tun, sondern auch darum, die eigene Kompetenz einzubringen, die sich eben vor allem über die Erwerbstätigkeit entwickelt hat – bei dem gleichzeitigen Wunsch, nicht nur Routinen fortzuführen, sondern nochmal „etwas Neues“ zu machen und sich eher abzugrenzen von der (inhaltlichen) Berufstätigkeit. Die Überlegungen der Interviewten stehen erst am Anfang, es ist noch keine Entscheidung gefallen. Martha

¹ In den Transkripten sollte der Gesprächscharakter erhalten bleiben, gleichzeitig aber eine gute Lesbarkeit gewährleistet werden (vgl. Kowal/O’Connell 2008). Mit dem Additionszeichen „+“ wird gleichzeitiges Sprechen mehrerer Gesprächsteilnehmenden angezeigt. Einfache Punkte bedeuten Gesprächsverzögerungen oder -pausen durch die Sprechenden. Eckige Klammern bezeichnen Auslassungen oder Ergänzungen, die für den vorliegenden Beitrag von der Autorin vorgenommen wurden.

befindet sich in einer Art „Moratorium“ der (jetzt freigestellten Phase von) Altersteilzeit, in der sie sich genau für solche Fragen Zeit nimmt. Das Spannungsfeld zwischen dem Wunsch nach Neuem, nach einer eigenständigen Qualität der neuen Lebensphase und dem Bedürfnis nach Kompetenzerleben in arbeitsinhaltlicher Tätigkeit wird sehr deutlich. Zugespitzt finden sich solche Erwägungen auch bei einem Interviewten, der über eine Beiratstätigkeit nachdenkt, diese als nicht gewünschte Fortsetzung seiner mehrjährigen Tätigkeit als Vorsitzender des Personalrats aber eigentlich ablehnt:

Karl: „Ich kenn so was, hab ich alles gemacht. Du willst ja nicht mehr. Ich wollte nicht in meinem Großverein [gemeint ist das große Seniorenwohnheim, in dem Karl mit seiner Partnerin seit einiger Zeit lebt, CK], viereinhalbtausend, wollte ich kein Vorsitzender spielen, ich habs fünf Jahre gemacht, ich kenn so was....

(GD_1)

Schließlich zeigen sich selbst da arbeitsinhaltliche Bezüge, wo eigentlich tatsächlich etwas Neues begonnen wurde. Elisa hatte ursprünglich den Wunsch, Medizin zu studieren, den sie aber aufgrund äußerer Umstände nicht verwirklichen konnte. Nach zwei abgebrochenen Ausbildungen landete sie dann in einer Ausbildung zur Röntgenassistentin und arbeitete zumindest in einem im weitesten Sinne medizinischen Umfeld. Nach dem Renteneintritt absolviert sie erfolgreich eine Ausbildung als Heilpraktikerin, als die sie nun auch praktiziert, allerdings nur unregelmäßig und mit einer eher kleinen Anzahl von Patienten. Damit sind der Wunsch nach Neuem und nach arbeitsinhaltlicher Kontinuität zusammengebracht worden.

4.2 Funktions- und Gestaltungsorientierung

Weniger auf die inhaltliche Tätigkeit, als eher auf Funktionen und Rollen bezogen ist die Orientierung bzw. der Wunsch danach, weiterhin wichtig zu sein und weiterhin gestalten zu können. Es zeigt sich das Bemühen um neue Pflichten und Aufgaben, um Gestaltungsmöglichkeiten, darum „noch eine Rolle zu spielen“. So beschreibt bspw. Karl in der oben angesprochenen Passage als ehemaliger Leiter einer Foto- und Videoabteilung einer Universitätsklinik einerseits, dass er keine Beiratstätigkeit mehr übernehmen möchte, weil sie zu sehr seiner Personalratstätigkeit gleiche, „ich kenn‘ sowas“. Gleichzeitig zeigt aber folgende Passage, wie er in seinem Seniorenwohnheim sehr wohl gestaltend Einfluss nimmt:

Karl: [...] Darauf habe ich natürlich gesagt, jetzt kommt wieder ne Aktivität, ähm, ich hab zuhause Hausmusik gemacht... das konnte ich da nicht mehr. Flügel musste verkauft werden, Cembalo habe ich noch. [...] Da habe ich gesagt, ihr müsst klassische Musik hier haben, habt ihr noch gar nichts. „Ja, wenn Sie, und-...“... ich sage: Ja, ich mach Vermittler, klar, ich kenn Leute, ja? [...] Hab ich die Direktorin angesprochen, da, hören Sie mal, sind nicht Ihre Leute, die fertig sind, die wollen doch jetzt... die wenigstens haben ne Platte, bei Herrn weeiß ich was, ja (lacht), das kostet ein Schweinegeld für die armen Würmer, die da gerade fertig geworden sind. Das ganze Leben lang nur Klavier gespielt. So, und nu, ich sag, nu kommt da her zu uns! Los! Ja?

(GD_1)

Der Wunsch nach Gestaltung und Einflussnahme tritt sehr stark in Erscheinung. Etwas persönlicher und stärker auf konkrete soziale Beziehungen bezogen formuliert dies auch Klaus, der als Motor für Aktivitäten ebenfalls das Bedürfnis nennt „noch Rolleninhaber“ zu sein:

Klaus: [...] Aber, jeder hat doch so seine Sozialkontakte, ne, und ... ich glaube, das ist entscheidend im im Alter, dass man nicht jetzt so aus dem Beruf raus ist, so das ganze Sozialgefüge sich auf den Kopf stellt, man dann rumsitzt und denkt, ach verdammt, wat machst denn jetzt, die Kneipe macht doch erst um acht auf (alle lachen), wie kriege ich den Tag denn rum! (lacht) Und ich glaube, diese positive Grundhaltung, die spielt auch eine Rolle, dass man dadurch eben sich auch so, ja, anerkannt fühlt, gleiche Interessen wahrnehmen kann, und und, ja, ich will das Wort gebraucht vielleicht nicht unbedingt benutzen, aber [...] man spielt noch eine Rolle. Nicht, man ist Rolleninhaber von irgendwas. Bekannter, Kumpel, Lehrkraft.

(GD_2)

Man will nach wie vor etwas einbringen, etwas geben, eine Funktion und Bedeutung haben und damit für andere, aber auch für sich selbst etwas tun. Wo Erwerbstätigkeit wegfällt, fehlen definierte und sinnstiftende Aufgaben, die aber für die Frage nach einem „guten Leben“ zentral sind:

Karl: Ach so, das kann passieren, zwischendurch, so, nach paar Seiten, und dann kleines Nickerchen. Aber sonst nix. Eventuell gehe ich mal runter, spiele auf dem Flügel. Ja gut. Das ist eben der Sinn. Hat das Sinn oder gar keinen Sinn. Ist für einen selbst, na gut! (unverständliche Kommentare) Wenn ich sage, ich will das jetzt tun, mach ich's. Kann ich machen. Da kommt was, was Du gesagt hast. Selbstverständlich bin ich frei. Ich fühle mich sehr wohl in der Freiheit. Ja? Aber es gibt dann... man, was passiert denn. Dann sag' ich manchmal, was passiert denn heute? Eigentlich müsste immer was passieren: Dann musst Du was passieren lassen!

Karl: Ja, Ja, ha, Du komm, das ist doch begrenzt.

(GD_1)

In dem letzten Sätzen dieser Passage kommt schließlich noch ein weiterer Aspekt dazu, in dem Gestaltungswünsche nicht mehr nur auf Tätigkeiten oder Arbeit bezogen werden können, sondern wo es um den Erhalt von Gestaltungs- und Einflussmöglichkeiten auf das Leben überhaupt geht: Theoretisch stehen unzählige Betätigungsmöglichkeiten und auch neue (freiwillige) Verpflichtungsmöglichkeiten zur Verfügung. Praktisch kann aber der Bewegungsspielraum allein schon durch körperliche Veränderungen eingeschränkt sein und damit auch der Lebensbereich, in dem gestaltet werden kann. Schon der eigene Körper kann sich u.U. dem gestaltenden und kontrollierenden Einfluss ein Stück weit entziehen und zu Passivität verurteilen.

Karl: +Ich geh also+, ja, es war schön, aber es ist nicht mehr schön! Ich kann nicht mehr das machen. Einmal. So. Skilaufen, wollen wir denn nicht mal nach unten fahren, wenn Schnee liegt, ich sag, mich kriegst Du in den Schnee nicht! Warum? Ich sitze denn unten, irgendwo, beim Glas Wein, dann kommen die runtergebraust und erzählen, da oben, die Abfahrt, das war... hab ich alles im Geruch! Ich würde sofort loslaufen und mitmachen! Nichts. Ist nicht mehr. [...] Herrgott noch mal, solche

Geschichten, ne Frau haben, die plötzlich sagt, ich hab Leukämie. Ja, nu mach mal wat. Ne? Dann stehste daneben. +Hier. Nu mach+

(GD_1)

Das Ende der Erwerbsarbeit wird hier als Gefahr des Verlusts von Rolle und bedeutsamen Funktionen und ein Stück weit von der damit verbundenen Chance auf Einflussnahme und Gestaltung interpretiert. Dabei kommen aber verstärkt auch körperliche Erfahrungen zum Tragen, durch die das Ringen um Einfluss und Gestaltungsmöglichkeiten nochmal eine existenziellere Dimension bekommt.

4.3 Leistungs- und Professionalitätsorientierung

Ein weiterer Bezug tritt dominant in Erscheinung, der sich als Leistungs- oder Professionalitätsbezug beschreiben lässt. Auch dieser Bezug zeigt sich auf unterschiedliche Weise, lässt sich aber insofern zusammenfassen, als es immer um die eigene Leistungsfähigkeit und damit Kompetenz geht.

Zum einen zeigt sich ein Anspruch, etwas „gut“ zu machen oder auszuführen, ein Anspruch an eine gewisse Professionalität oder gar Perfektion in der Ausführung von Tätigkeiten. Dies lässt sich in besonderem Maße an der oben bereits kurz beschriebenen Heilpraktikertätigkeit zeigen: Hier wird „echte“ Professionalität erreicht, die sich in langjähriger Lernvorbereitung mit anschließender Heilpraktiker-Zulassung dokumentiert. Es handelt sich um eine Tätigkeit, die auch hauptberuflich ausgeübt werden könnte, hier aber ohne arbeitsorganisatorische Verpflichtungen oder finanzielle Zwänge explizit als Hobby praktiziert wird – aber eben als „erlerntes“ und damit professionelles:

Elisa: Es ist eh ein Hobby, insofern.

I: Ja. Ja ok.

Elisa: Ein erlerntes Hobby logischerweise, mhm.

I: Ja. Wollte ich jetzt gerade +als nächstes fragen+

Elisa: +Mit Abschluss und+ ja. Genau. Das war immerhin eine Studierzeit von, na, ich würd sagen, vier Jahren.

(I_1)

Allerdings zeigt sich der Anspruch, die Dinge gut oder professionell zu machen, nicht nur bei einer solchen Quasi-Berufstätigkeit, sondern auch bei Hobbytätigkeiten. In einer „Acrylmalgruppe“, in der betont wird, das Berufsleben habe man hinter sich gelassen, das sei nicht mehr relevant, wird dann aber erstaunlich arbeitsbezogen über die Herausforderungen dieses vermeintlich schöngestigen Hobbys Acrylmalen gesprochen:

Anne: Naja, das Malen ist nicht immer nur so ein schöner Vo- man stellt sich das so vor, man hat da so schöne Farben aufs Papier zu bringen, sondern es ist auch harte Arbeit und es ist auch Frust! [...]

Gitta: Also, dass man manchmal irgendwo wirklich das ... ähm ... erreicht hat, was man wollte, was man so im Kopf hatte, ne, und dann manchmal wiederum, wie Du auch sagtest hier, Gerda, dass man dann ... nicht weiter kommt, und dass man dann so richtig wütend wird auf sich selbst auch, ja, Du

musst, Du musst jetzt, Du musst jetzt sehen, dass Du da diese Fertigkeit mehr bekommst, so, ja? Das ist so dieser Kampf.

I: Aber das ist genau- woher kommt das? Warum ist das so, weil, das ist ja jetzt wirklich ganz frei sozusagen, das ist ja wohl irgendwas Inneres, +was Sie antreibt. +

Gerda: +Ja, man hat ein Ziel, man hat Ansprüche+

Anne: +Für einen selber+

Gitta: +(?) Ansprüche+

Gerda: +Wie Gitta sagte, man hat Ansprüche, und- +

Gitta: +Ansprüche an sich, an das Leben ... +

Gerda: +Ja, ja.+

Gitta: +Man will sich nicht vergraben, man will (?) +

(alle reden durcheinander)

Bärbel: +Das ist doch das Leben überhaupt!+

(GD_3)

Das Malen wird nicht nur als letztlich ziel- oder produktorientierte, schaffende Arbeit beschrieben, sondern zugleich als etwas, wofür es Fertigkeiten braucht – die im Übrigen dann auch über Weiterbildung angeeignet werden können. Erstaunlicherweise wird dieser Anspruch dann sehr groß und umfassend als Anspruch an sich selbst und an das Leben eingeordnet. Sich „nicht vergraben“ zu wollen hat damit zu tun, auch noch (Kompetenz-) Entwicklungsansprüche zu formulieren.

Darüber hinaus zeigt sich eine Konnotation von „Leistung“ nicht nur als Bedürfnis, die Dinge gut zu machen, sondern auch als Bedürfnis sich zu messen und sich auch in der Leistungsgesellschaft noch zu verorten.

Frauke: Aber das ist ein bisschen Bewegung, Sport, und ... das ist immer lächerlich, aber, ich laufe immer mit dem Schrittzähler, und das müssen mindestens zehntausend Schritte am Tag sein-

(alle lachen) [...]

Christel: Das ist ja toll. Das ist ja super.

Frauke: Ja ... Bisschen doof, aber-

Christel: Nein!

Frauke: Ich hab' mich so dran gewöhnt, das ist wieder dieses Leistung, ja, also, ähm ... und denn kam ne Nachbarin und sagt, ich mach aber 20.000 Schritte (alle lachen herzlich)

Frauke: Die ist aber halb so alt, ja.

(GD_2)

Während des Berufslebens sind die Möglichkeiten, sich zu messen und sich durch Leistung auch von anderen abzugrenzen und auszuzeichnen gegeben. Mit dem Ende der Erwerbstätigkeit drohen diese Möglichkeiten zu verschwinden. Statt dessen wird man „plötzlich“ als „den Alten“ zugehörig betrachtet, einer vermeintlich homogenen Gruppe, die gesellschaftlich überwiegend über ihre Nicht-mehr-Erwerbstätigkeit und geringere (körperliche) Leistungsfähigkeit definiert ist. Vergleiche mit anderen können dann der Selbstvergewisserung dienen,

was man eigentlich (noch) kann und damit auch, noch umfassender formuliert, wer man eigentlich (noch) ist.

4.4 Wertschätzungs- und Anerkennungsorientierung

Übergreifend wird schließlich, jenseits der Orientierung an inhaltlicher Tätigkeit, an Kompetenz und Professionalität, an Aufgaben und Gestaltung, die Angst erkennbar, als alternder, vielleicht schwächer werdender und vor allem im Sinne der Leistungsorientierung nicht mehr gut funktionierender Mensch, Anerkennung zu verdienen. Die Möglichkeit, Anerkennung zu bekommen, scheint ohne Erwerbsarbeit den Menschen verwehrt.

Gitta: Das hat ja auch ein bisschen noch mit Anerkennung dann auch zu tun, nicht, weil, man hat ja, wenn man jetzt zuhause wäre, wo hat man, findet man Anerkennung, eigentlich ...mein Mann vielleicht: hast gut gekocht,+ ja super, ne. Aber +

(GD_3)

Es entsteht der Eindruck, dass nicht nur weniger Leistung nötig ist – ein Zwang zu Leistung als äußere Anforderung wird durchweg abgelehnt –, sondern dass es gar nicht mehr erlaubt oder gewünscht ist, noch Leistung zu zeigen. Zugespitzt werden das Problem von Anerkennung und der Bezug zu Leistung als Problem von Würdelosigkeit eingeordnet:

Martha: Dass ich einfach das, was ich schon immer gemacht habe, das, was ich ganz gut kann, irgendwo einbringen kann. Und zwar unter dem, wie nennt man, Durchschnittspreis. Und damit leiste ich auch etwas, ja? [...] Und weil ich denke, ein bisschen Professionalität kannst du einbringen

(I_2)

Und eingeleitet wurde diese Erklärung mit dem Satz:

Martha: Ich weiß nicht, ob viele Leute das sagen oder so sehen, aber ich dachte, um einfach meine Würde als [beruflich, CK] inaktive Person aufrechtzuerhalten.

(I_2)

Der Verlust von Leistungschancen, von Möglichkeiten, sich kompetent und professionell einzubringen wird interpretiert als eine Verweigerung von Teilhabe an einer Gesellschaft, in der Leistung das entscheidende Prinzip ist. Damit einher geht einerseits letztlich die Verweigerung einer Teilhabe als vollwertiges Mitglied einer Gesellschaft, andererseits auch die Verweigerung der identitätsrelevanten Chance, sich selbst als kompetent zu erleben. Anerkennung ist an (eine letztlich arbeitsförmige) Leistung gebunden, so die affirmative Bestätigung bzw. Verinnerlichung dieses Prinzips.

In einer sehr radikalen Darstellung taucht hier auch ein – für diese Altersgruppe eher ungewöhnlicher – Erwerbsbezug auf, der aber nicht auf Einkommenssicherung und Konsumchancen, sondern ausschließlich auf Anerkennung und Würde abstellt:

Martha: Wenn der Mensch nicht bezahlt wird, dann hat man auch das Gefühl, ist auch nicht wert. Es ist im Grunde genommen ein Tauschgeschäft. Aber ich kann genauso gut in zwei Jahren sagen, ja, ich

mache doch die soziale Arbeit. Ehrenamtliche so und so, so und so. [...] Und damit leiste ich auch etwas, ja? Aber ich bin gegen kostenlose Arbeit, (?) damit man überhaupt am Ball- das will ich nicht machen. (I_2)

Während in der Regel die Freiheit betont wird, kein Geld mehr verdienen zu müssen, wird hier in krasser Weise der Wert von Geld bzw. Entlohnung als Synonym für „echte“ Anerkennung angeführt. Selbst nach einem erfolgreichen und anerkenungsreichen Erwerbsleben reicht es nicht aus, sich auf Lorbeeren auszuruhen. Anerkennung und die Teilhabe an Gesellschaft muss beständig aktualisiert werden – offen (oder problematisch) ist aber, welche Formen die gesellschaftliche Anerkennung annehmen kann und wie sie sich zeigen kann. In dieser sehr zugespitzten Wahrnehmung steht dafür eigentlich nur erwerbsförmige Arbeit zur Verfügung, es braucht die finanzielle Symbolik, um den eigenen gesellschaftlichen Wert (und nicht nur den Wert, für sich selbst etwas zu tun) auszudrücken und sichtbar zu machen.

5 Fazit

Arbeitsorientierung auch nach Beendigung der Erwerbsarbeit lässt sich auf unterschiedliche Weise identifizieren. Zunächst können arbeitsinhaltliche Interessen und eine berufliche Identität nach wie vor bestehen bleiben. Das Interesse an einer als sinnvoll empfundenen Tätigkeit, ein beruflich entwickelter Habitus und beruflich entwickeltes Können verschwinden nicht einfach, nur weil die Erwerbsarbeit beendet wurde, selbst wenn die Beendigung erwünscht oder herbeigesehnt wurde. Hinter diesem Aspekt steht die Herausforderung, auch im entpflichteten Alter noch sinnvolle und erfüllende Tätigkeiten zu finden. Die Frage nach der Zeitverwendung im Ruhestand, wie sie etwa bei Wolf und auch bei Münch thematisiert werden, ist nämlich keine „formale“ Frage, sondern letztlich eine inhaltliche: Tätigkeiten zu finden, die im subjektiv richtigen Maß dem eigenen Wohlbefinden dienen, was sich nicht unbedingt von der Frage des Nutzens auch für andere oder für die Gesellschaft trennen lässt. Damit ist der zweite Aspekt angesprochen, in dem drastisch die schon früh diagnostizierte „rollenlose Rolle“ (Burgess 1960) des Alters auch subjektiv bedeutsam wird. Trotz des Endes der Erwerbsarbeit besteht der Wunsch, wichtig zu bleiben, für andere und die Gesellschaft, Aufgaben zu haben und Funktionen zu erfüllen, gestaltend in Gesellschaft oder zumindest den eigenen Lebensbereich einzugreifen. Die Erwerbsarbeit bietet hierfür ein selbstverständliches Feld, danach bleibt es eine individualisierte Aufgabe, für die familiäre Verpflichtungen und Aufgaben (auch bei Frauen) u. U. nicht ausreichen.

Schließlich zeigt sich auf sehr deutliche Weise der Wunsch, nach wie vor Professionalität und Leistung zu erbringen und damit einen gesellschaftlichen Wert zu erfüllen, der zentral scheint. Damit ist einmal die individuelle Orientierung an Kompetenz und an Weiterentwicklung angesprochen, die durch den Eintritt in den Ruhestand einen Bruch erfahren kann (Kade 1997: „Altersgrenzenbruch“). Damit ist aber viertens auch und zentral das Thema gesellschaftlicher Wertschätzung angesprochen, die, so die mehr oder weniger explizite Deutung, nur über eine sicht- und messbare, in jedem Fall individuell und gesellschaftlich relevante Leistung erbracht werden kann. Die Analyse der Altersdispositive ist hier ebenso anschlussfähig wie die Herausarbeitung der „sozialen Wertschätzung“ bei Honneth (2010),

mit der der Leistungswille der Älteren auch interpretiert werden kann als Versuch, sich – statt in der breiten Masse der vermeintlich homogenen Gruppe der Älteren „unterzugehen“ – noch als Individuum sehen und zeigen zu können – eine Funktion, die bislang über die Erwerbsarbeit und den Beruf zumindest einigermaßen gesichert war (durch Lohn, durch berufliche Position, durch Prestige, durch Qualifikation und Kompetenz).

Erwerbsbezüge finden sich, wenn, dann affirmativ und nicht im eher erwartbaren Sinne von „Erwerb ist nicht mehr notwendig“. Auf eine eher überraschende, nicht subsistenzsichernde Weise, wird die Bedeutung von Erwerbsarbeit radikal zugespitzt, und zwar nicht für die eigene Entwicklung, sondern für gesellschaftliche Integration und Anerkennung: Erwerbsarbeit und Lohn sind offenbar zum einzigen Kriterium für gesellschaftliche (und sogar individuelle Selbst-)Wertschätzung geworden – ein schlechtes Zeichen für eine Gesellschaft „des langen Lebens“, in der programmatisch zwar um positive Altersbilder gerungen wird, die Werteentwicklung aber der Programmatik und auch der demografischen Entwicklung hinterhinkt.

Wenn auch im vorliegenden Beitrag nicht explizit thematisiert, so schließt sich an diese Ergebnisse die Frage nach Lernen und Bildung im Zusammenhang mit der Lebensgestaltung im Alter beinahe zwingend an. Die Verbindlichkeit institutioneller Bildungsangebote und die Möglichkeit der Kompetenzentwicklung in Bildungsangeboten können zumindest ein Stück weit fehlende Funktionen der Erwerbsarbeit kompensieren (vgl. Kulmus 2013). Zudem kann der Umgang mit der veränderten Lebenssituation und dem Altern generell als Lern- und Bildungsprozess bezeichnet werden. Die individualisierte Suche nach alternativen Orientierungen, das Ringen um die zufriedenstellende Gestaltung eines guten Lebens angesichts einer sich zunehmend verengenden Zukunft und angesichts zumindest problematischer Anerkennungschancen in der Arbeitsgesellschaft erfordern ein nicht geringes Maß an Reflexion und Lernbereitschaft. Bildungs- und auch Begegnungsangebote können auch hier einen Beitrag leisten, wenn sie diese Aufgabe erkennen und die Zielgruppe „Ältere“ nicht auf eine vermeintlich homogene Gruppe von „langsamer Lernenden“ reduzieren, sondern den Anspruch Älterer auf Professionalität und Kompetenzentwicklung, auf ernsthafte Auseinandersetzung mit individuell und gesellschaftlich relevanten Themen und auf Teilhabe ernst nehmen.

Literatur

Amann, A. (1988a): „Weil, wenn einer 42 Jahre arbeitet, hat er ein Recht, daß er einmal ausspannen kann“. Eine Frühpensionierungs-Fallstudie in der eisenerzeugenden Industrie Österreichs. In: Göckenjan, G./Kondratowitz, H. J. v. (Hrsg.): *Alter und Alltag*. Frankfurt, 183-199.

Amann, A. (1988b): Pensionierung: Hoffnung auf ein paar schöne Jahre. Ergebnisse einer Pilot-Studie zur Sondersituation in der eisenwarenerzeugenden Industrie. In: Rosenmayr, L./Kolland, F. (Hrsg.): *Arbeit – Freizeit – Lebenszeit. Grundlagenforschungen zu Übergängen im Lebenszyklus*. Opladen, 111-130.

Burgess, E.W. (1960): *Aging in Western Culture*. In: Burgess, E. W. (Hrsg.): *Aging in Western societies*. Chicago, 3-28.

- v. Dyk, S. et al. (2013): Gibt es ein Leben nach der Arbeit? Zur diskursiven Konstruktion und sozialen Akzeptanz des „aktiven Alters“. In: WSI Mitteilungen, H. 5, 321-327.
- Epping, R./Klein, R./Reutter, G. (2001): Langzeitarbeitslosigkeit und berufliche Weiterbildung. Didaktisch-methodische Orientierungen. Bielefeld.
- Faulstich, P. (2003): Wissenschaftliche Weiterbildung und „Universität des 3. Lebensalters“. In: Hessische Blätter für Volksbildung, 53, H. 3, 245-253.
- Faulstich, P. (2015): Erwerbsfähigkeit oder Beruflichkeit als Perspektive in Weiterbildungsprogrammen. In: *bwp@* Berufs- und Wirtschaftspädagogik – online. Ausgabe 29. Online: http://www.bwpat.de/ausgabe29/faulstich_bwpat29.pdf (20.03.2016).
- Flecker, J./Krenn, M./Tschernitz, M. (2014): Der dreifache Bezug zur Arbeit – Transformation öffentlicher Dienste und berufliche Identität. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 39, H. 3, 199-219.
- Geissler, B. (1984): Die Arbeitsorientierung von Lohnarbeitern. In: Zoll, R. (Hrsg.): „Hauptsache, ich habe meine Arbeit“. Frankfurt, 45-72.
- Honneth, A. (2010): Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M.
- Kade, S. (1997): Modernisierung des Alters - Von der Bildungsbiographie zur biographischen Bildung. In: Krüger, H.-H./Olbertz, J. H. (Hrsg.): Bildung zwischen Staat und Markt. Opladen, 33-742.
- Keupp, H. (2006): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg.
- Kocka, J. (2002): Last und Lust. Arbeit im Wandel. In: Bundesarbeitsblatt, H. 7-8, 5-9.
- Kohli, M. (1996): Erwerbsarbeit und ihre Alternativen. In: Baltes, M./Montada, L. (Hrsg.): Produktives Leben im Alter. Frankfurt a.M., 154-175.
- Kowal, S./O'Connell, D. C. (2008): Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, 437-447.
- Kulmus, C. (2011): Subjektive Altersbilder und Lernen im Alter. Eine empirische Untersuchung zur Bedeutung von Weiterbildung beim Übergang in den Ruhestand. Unveröffentl. Diplomarbeit. Hamburg.
- Kulmus, C. (2013): Warum im Alter noch lernen? Funktionen von Weiterbildung im Ruhestand. In: Education Permanente, H. 1, 15-16.
- Münch, A. (2014): "Also dieses enge Korsett ist nicht mehr da." Zur Zeitsouveränität im Alter. Forum Qualitative Sozialforschung, 15, H. 3, Art. 19. Online: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2167/3718> (20.03.2016).

Wolf, J. (1988): Langeweile und immer Termine: Zeitperspektiven beim Übergang in den Ruhestand. In: Göckenjan, G./Kondratowitz, H.-J. v. (Hrsg.): Alter und Alltag. Frankfurt, 200-218.

Zitieren dieses Beitrages

Kulmus, C. (2016): Ruhestand als Ende der Erwerbstätigkeit – „Alter“ als Ende von Arbeitsorientierung? In: *bwp@* Spezial 12 Berufsorientierung im Lebenslauf – theoretische Standortbestimmung und empirische Analysen, hrsg. v. Faulstich-Wieland, H./Rahn, S./Scholand, B., 1-16. Online: http://www.bwpat.de/spezial12/kulmus_bwpat_spezial12.pdf (18.4.2016).

Die Autorin



Dipl. Päd. CLAUDIA KULMUS

Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Erziehungswissenschaften,
Abteilung Erwachsenenbildung/Weiterbildung

E-Mail: claudia.kulmus@hu-berlin.de

WWW: <https://www.erziehungswissenschaften.hu-berlin.de/de/ebwb/team/claudia-kulmus>